

Hochmoor im Bergland.

Von *K. Eppner.*

Gheimnisvoller als der düstere, felstrümmerdurchsäte Bergwald und als das schweigende Steinkar, geheimnisvoller noch als das blaugrüne Seenaug am Ende des Hochtales erscheint dem Wanderer immer und überall das braun-dunkelnde Hochmoor.

Mag's eingebettet in grünende Matten die Talsohle ausfüllen, mag's eine Lichtung im Forste bilden oder das Ufer des Bergsees umgürten, immer stellt es sich wie abwehrend und abweisend dem Menschen entgegen.

Sei dieser es auch gewöhnt, den Wald weglos zu queren, über gefallene Stämme sich schwingend und durch die Enge der Jungbäume sich windend und sei er Meister im Fels, über Platten und Steilwand kletternd und Führer auf Gletscher und Firn, Spalten und Eishang nicht scheuend — am Moore wird er sich wenden und es im Bogen umschlagen.

Nicht ob irgendwelcher Gefahr für Gesundheit und Leben! Aber zur Ersparung zweckloser Vergeudung von Kraft und Zeit.

Denn dem, der versucht es zu queren, dem legen die niedrigen, engverfilzten Latschen gleich spanischen Reitern sich vor den Leib und zwingen ihn, im Zickzack den Durchgang zu suchen; dazwischen bringen Moosbülden und harte Kaupen von Wollgras den Fuß zum Straucheln und Stolpern; dann wieder weicht plötzlich der Boden unter dem Schreitenden, Wasser gurgelt auf und jagt ihn in Angst, er möchte versinken.

Und hat der Mann dann glücklich wieder festen Boden unter den Füßen, dann ist er sicher erhitzt und erschöpft, ist an ganz anderer Stelle, als er erhofft, aus dem Moore herausgekommen und hat viel mehr Zeit verbraucht, als der, der es umgangen. Ein zweites Mal wird er jedes, auch das kleinste Hochmoor, auf das er wandernd trifft, meiden, wo irgend er es umschlagen kann.

So wirkt neben der lichten Bergfee, die von den Graten und Gipfeln lockt, das dunkle Moor wie eine böse Trud, die den Zugang zu den Höhen sperren und erschweren will.

Und doch, wir möchten sie nicht missen im Bild unseres Berglandes, die Moore, die bei aller Ursprünglichkeit des Hochlandes ihre Unberührtheit am reinsten erhalten haben.

Kein Weg quert sie, kein Weidetier betritt sie, kein menschliches Bauwerk wird ihnen aufgezungen.

Die gleiche Pflanzengemeinschaft wie vor Jahrtausenden, die gleiche, wenn auch bescheidene Tierwelt wie einst, als der Mensch das erste Mal ins Gebirge vordrang, finden wir im Hochmoor unverfälscht und unvermindert noch heute.

Und wie die Pflanzengesellschaft des Hochmoors, sei's klein oder groß, immer die gleiche ist, so zeigt dieses selbst auch stets ein ähnliches Bild und drückt der Landschaft immer einen besonderen Stempel auf.

Scharf hebt es sich von der Umgebung ab in seinem bronzenen Grundton, der sich doch wieder zusammensetzt aus so vielen Farben, vom leuchtenden Smaragdgrün über gelbe und rote Töne, bis zu einem weichen goldschimmernden Braun. Dieser von Sumpffmoosen gebildete Untergrund ist bald wie überschnit von den weißen Flöckchen des Wollgrases, bald überstreut vom Graugrün und Blaurot des Heidekrautes. Und alles wird unterteilt und überschnitten von den schwarz-grünen Latschen, die, oft wie geschorene, dunkle Kissen auf dem bunten Teppich liegen. Dazwischen streben bläulich überstäubte Rauschbeerbüsche zum Licht und glänzt der grüne Lack der Preiselbeerblätter, unter denen herbstlich rote Fruchtrauben hervorlugen und auf den freien Stellen sind über die Polster der Sumpffmoose die Korallenschnüre der Moosbeere gezogen.

Am Rande, dort wo's weniger naß, bringt die Birke mit ihren weißen Stämmchen eine lichte Note ins bunte Durcheinander und bildet zusammen mit dichtverästelten, kurznaedigen Fichten und krüppelnden Föhren, durchstellt von den hellwarzigen, schlanken Ruten des Pulverholzes einen durchsichtigen Mantel um die ganze in sich abgeschlossene Wunderwelt.

Wer leuchtende Blumen sich zu einem Strauße erhofft im Moor, der wird sehr enttäuscht sein, denn außer der herbstlichen Heide, bietet es nur die reizende Andromeda, den wilden Rosmarin mit seinen fleischroten Kugelglocken. Wer schärfer späht, der findet vielleicht die bewimperte Blattrosette des fleischfressenden Sonnentaus, der auf nadeldünnen Stengeln die weißen Blütchen trägt.

Auch die Tierwelt im Hochmoor ist karg, sie findet dort wenig Nahrung. Der vorsichtig durch die Latschen Birschende scheucht wohl einmal ein Stück Rot- oder Rehwild oder ein Häslein auf, die hier sich versteckt und Ruhe suchten. Oder ein Stück Birkwild oder gar ein Auerhahn steht, in seiner Beerenäsung gestört, mit erschreckend lautem Flügelpurren auf. Und hart neben dem tastenden Fuß hört er auf einmal ein Zischen und sieht eine Kreuzotter, eilig sich wegschlingelnd von einer trockenen Heidekrautbülte, wo sie, sich sonnend, auf eine unvorsichtige Maus oder einen vertrauensseligen Kleinvogel gelauert hatte.

Bescheiden an Arten sind auch die Käfer und Schmetterlinge, deren Heimat das Moor, und nur der kundige Sammler wird manch' seltene Beute dort finden.

Vielleicht ist es gerade diese Kargheit, dieses Fehlen verwirrender Mannigfaltigkeit im organischen Leben einerseits und diese gleichbleibende Geschlossenheit im Aufbau andererseits, was uns das Hochmoor als etwas Besonderes erscheinen läßt, als etwas, das unsere Neugier weckt, unseren Forschungsdrang anregt.



Phot. Harttung.

Alte Latsche im Waldmoor.

Schon der Umstand, daß jedes Hochmoor, mag's in der norddeutschen Tiefebene unübersehbar sich über viele Quadratkilometer erstrecken, oder im Alpenvorland Hunderte von Hektaren bedecken, oder aber, nur ganz geringen Umfangs, eingebettet liegen im Waldgebirge, wie im einsamen Hochtal, aus der gleichen Substanz, dem Torf, besteht und im großen und ganzen die nämlichen Pflanzenarten beherbergt, weist auf bestimmte besondere Entstehungs- wie Lebensbedingungen hin.

Das Hochmoor, und nur mit diesem, nicht aber mit dem Niederungs- oder Wiesenmoor, dem Sumpf, beschäftigen wir uns, findet sich nur in Gebieten, die in der letzten Eiszeit vergletschert waren.

Hier waren — und sind heute noch — die Vorbedingungen für ihre Entstehung gegeben.

Auf dichtem, für Wasser wenig durchlässigem Boden, siedeln sich Sumpfmoose, Sphagnumarten, in kleineren und größeren Polstern an. Diese Polster bilden dank der wasseransaugenden und das Wasser festhaltenden Hohlräume in den Sphagnumstengeln gleichsam einen prall mit Feuchtigkeit gefüllten Schwamm, der wieder dafür sorgt, daß der darunterliegende Erdboden am Rand des Polsters angefeuchtet und damit für die radiale Ausbreitung, für die seitliche Flächenvergrößerung des Moospolsters geeignet wird.

Gleichzeitig mit der seitlichen Ausdehnung der Gruppen wächst jedes der dichtgedrängt stehenden, astlosen Stämmchen der Sumpfmoose in jeder Vegetationsperiode nach oben. Der Durchmesser der Moospolster nimmt sohin ständig in vertikaler wie horizontaler Hinsicht zu.

Die erst angesiedelten Moospflanzen, als die ältesten sind den nach den Seiten vorgeschobenen an Höhenwachstum voraus. Das Moospolster ist daher in seinem mittleren Teil stets höher als an den Rändern.

Jedes Hochmoor, ob klein oder groß, ist ja schließlich ein derartiges Moospolster und seine Form als flache Kuppel, die Tatsache, daß das Sphagnummoor in der Mitte stets höher ist, als am Rande, gab ihm seinen Namen.

Mit dem Vorkommen in Hochlagen hat der Name dieser Moore gar nichts zu tun.

Was enthält nun dieser allmählich durch das Wachstum der Sumpfmoose entstandene flache Hügel? Aus was besteht er?

Die Antwort ist leicht und selbstverständlich. Er kann nur aus den Resten der Pflanzen bestehen, die ihn gebildet haben: Aus Moosen und ihrer Begleitvegetation, wie Woll- und Riedgräsern, Heide, Beersträuchern, Latschen — und aus Wasser.

Unter der Gegenwart des in den Moosstengeln auch nach deren Absterben festgehaltenen Wassers, infolge des dadurch bedingten Luftabschlusses und der Bildung von Humussäure wird eine Verwesung, eine Oxydation, dieser Pflanzenreste hintangehalten; es findet nur eine Teilzersehung statt, die man, da aus ihr der Torf hervorgeht, Vertorfung nennt.

Die oben, am Licht, immer weiter wachsenden Sumpfmoose leben auf und dank ihren früheren nun vertorfteten Teilen, die ihnen das zu ihrem Gedeihen nötige Wasser — und zwar vollständig kalkfreies, angesäuertes Wasser — bieten.

Es sind riesige Wassermengen, die in einem Hochmoor stecken. Denn der Torf besteht zu 93 bis 95 Gewichtsprozent aus Wasser, und nur zu 5 bis 7^o/o aus Trockensubstanz.

Zum Vergleich sei hier erwähnt, daß das Adriatische Meer im Quarnero 4^o/o Salz, also Trockensubstanz, und 96^o/o Wasser enthält. Nur 1 bis 3^o/o Wasser hat das Hochmoor weniger als die Adria, und doch kann man auf ihm trockenen, oder höchstens feuchten Fußes spazieren gehen, gedeihen auf ihm Holzgewächse. Trotz des hohen Wassergehaltes ist das Gefüge des Moores so dicht, daß ein Versinken in ihm nicht zu befürchten.

Die da und dort im Volke noch umgehenden Erzählungen von im Moore spurlos verschwundenen, also versunkenen, irrenden Wanderern sind Sagen und ebenso unbewiesen wie die gaukelnden und lockenden Irrlichter.

Gefährlich sind nur die Wasseraugen, die sich auf manchen Hochmooren in Einsenkungen finden mit Schwinggrasen, die sich trügerisch grün über die Wasserfläche, auf dieser schwimmend, vorschieben. Das ist aber eine Gefahr, der man leicht aus dem Wege gehen kann.

Ein Märchen, ein auch heute noch nicht zu selten gehörtes Märchen ist es, wenn von den Mooren als Wasserspeichern und als Wasserausgleich für deren Umgebung gesprochen wird. Die Hochmoore, mit ihrem außerordentlich starken Festhaltungsvermögen für Wasser, mit ihrem ständig gleichbleibenden Sättigungsgrad an Feuchtigkeit, enthalten in ihrer Torfmasse Sommer und Winter, nach Regen^r oder nach Trockenzeiten stets den gleichen Wassergehalt.

Am auffälligsten tritt dieser Umstand an den kleinen Tümpeln, die man gerade im Gebirge da und dort auf Hochmooren findet, in Erscheinung: Nach tagelangen Unwettern, wenn tosend von allen Seiten die angeschwollenen trüben Wildbäche von den Hängen stürzen, bleibt dieses dunkle, klare Moor^rauge ebenso unverändert, wie bei wochenlanger Hitze, wenn die Erde Sprünge bekommt und die Almen gelb und dürr werden.

Betrachten wir unser Hochmoor als eine bestimmte Erscheinungsform in der Vegetationsdecke unserer Berge und deren Vorland, soweit es einst vergletschert war, als eine natürliche Pflanzengemeinschaft, wie Wald, Heide, Grassteppe, so drängt sich uns der Gedanke auf, daß es eigentlich — neben den Latschendickungen und Steillahnern des Hochgebirges — das letzte im wahrsten Sinne des Wortes urwüchsige Gebiet unserer Landschaft darstellt.

Während seit der letzten Eiszeit die Pflanzendecke, besonders was die Holzgewächse anlangt, des öfteren sich änderte, in dem in je mehrtausend^r jährigen Zeiträumen bald die Kiefer, bald die Fichte und Eiche, bald die Buche, dann wieder die Fichte, die herrschende Holzart bildete, überdauerte das Moor in immer gleicher Gestalt diesen Wechsel in der Bestockung seiner Umgebung,

überdauerte einschneidende Klimaschwankungen, und wuchs und breitete sich aus mit einer Lebenskraft, die ihm immer schließlich zum Siege verhalf. Es fraß Waldungen und lagerte sich über grünende Matten, bald langsam, bald rascher fortschreitend, bald wieder zögernd, aber niemals zurückweichend. Immer wieder neue Keime ausstreugend, neue Niederlassungsmöglichkeiten findend.

Wir haben in unserem Bergland Moore, die vor 8 bis 10000 Jahren sofort nach dem Zurückgehen des Eises sich bildeten, die heute zu Torflagern von acht, zehn und mehr Metern Mächtigkeit angewachsen sind, die allmählich Hunderttausende von Quadratmetern überwachsen haben; wir haben aber auch Moore, die erst in der letzten Zeit entstanden, die, noch klein, wenige Quadratfuß groß, den Angriff auf ihre Umgebung erst beginnen.

Im Kulturland wird ihnen die Ausdehnung durch den Menschen, der mit Entwässerungsgräben und mit Kalk gegen sie vorgeht, sehr erschwert, ja fast unmöglich gemacht, aber im Wald können sie sich immer noch halten und nicht nur halten, sondern Boden gewinnen.

Hier sehen wir am Moorrand, in der Kampfzone zwischen Fichte und Sumpfmooß die kümmernden, kränkelnden und sterbenden Bäume, gleichsam als Nachhut des angegriffenen Waldes den letzten Verzweigungskampf gegen die Mooszwerge führen — und verlieren.

Der Mensch hat allmählich fast jeder Erscheinungsform der Landschaft seinen Stempel der Nützlichkeit und der Nutzung aufgedrückt; Feld, Wiese und Wald wird vom Menschen besät und bepflanzt und abgeerntet, wie er es will, Bach und Fluß wird eingedämmt und begradigt, hier ausgetrocknet, daß die Landschaft verödet, dafür dort in Kanälen umgeleitet.

Nur See, Fels und Moor lassen sich trotz Staubecken und Bergbahn ihrer Eigenheit doch nicht ganz entkleiden — und am wenigsten das Moor.

Es ist am empfindlichsten gegen jeden menschlichen Eingriff.

In seinem Urzustand kann man nicht den kleinsten bleibenden Fußweg in seine Oberfläche treten, auch wird jeder Versuch, irgend eine andere Pflanze, als zu der ursprünglichen Gemeinschaft gehörig, dort einzubringen, fehlschlagen.

Kleinere Wunden, die ihm durch vereinzelte Gräben zugefügt werden, heilt es aus. An tieferen Wunden in Form planmäßiger Entwässerung verblutet sich das Moor rettungslos, es vertrocknet. Der übrig bleibende Kadaver, das Torflager, kann dann zur Unterlage für Kartoffelkulturen verwendet oder auf Brenn- und Streutorf ausgebeutet werden. Ein Moor ist es nicht mehr.

Das Moor stirbt, wenn es in die Hand des Menschen fällt.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbuch des Vereins zum Schutze der Alpenpflanzen](#)

Jahr/Year: 1929

Band/Volume: [1_1929](#)

Autor(en)/Author(s): Eppner Karl

Artikel/Article: [Hochmoor im Bergland. 9-13](#)